



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Unsere Universitäten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

„Das ist eine schöne Geschichte“, sagt Madame Guichard, „also vor dem Geseße haben wir zwei dieses Kind mit einander gehabt! Wer mir das heute früh gesagt hätte!“

Als sie sieht, daß Octave mit seiner Unterschrift sein Kind verleugnet hat, da wird es ihr endlich klar, daß ihr Geliebter nur ein Lump ist, und sie schickt ihn mit Schimpf und Schande fort, und ruft ihm die Schlußworte nach (die aber nach der ersten Vorstellung gestrichen worden sind): „Du kannst Alles behalten, was ich Dir gegeben habe.“ Da sie in Raymonde die Mutter erkannt hat, so verzichtet sie natürlich auf ihre eben erworbenen gesetzlichen Mutterrechte, und Montaglins behalten ihr Mädchen, vor dem sich die Männer in Acht nehmen mögen, wenn sie einmal 20 Jahr alt sein wird. Die sagt einmal ihrem Mann vor, was sie will!

Die vortreffliche Darstellung des Stückes, die ergreifende Scene zwischen Mann und Frau, die amüsante Madame Guichard haben dem Stück großen Erfolg erwirkt, aber ich appellire dagegen, und sollte ich allein mit meiner Ansicht sein.

Ich möchte Ihnen noch von einigen andern Theatern erzählen, aber Monsieur Alphonse hat uns schon länger, als er sollte, beschäftigt, und ich behalte mir den Rest für ein anderes Mal vor.

— y —

Unsere Universitäten.

Wie sehr unsere Universitäten der Nation ans Herz gewachsen sind, zeigt sich in dem Interesse, das die öffentliche Meinung akademischen Vorgängen schenkt. Oft ist in letzter Zeit die Rede von ihnen gewesen, und eine allgemeine Theilnahme und liebevolle Aufmerksamkeit hat ganz besonders das Schicksal der Universität Berlin wachgerufen. Die Gegenüberstellung Berlins und Leipzigs ist ein gern behandeltes Thema geworden.

Sehr schwer ist es aber zu sagen, wo die Blüthe einer Hochschule beginnt, wo die ersten Spuren ihres Verfalles sich zeigen. Die Ziffer studentischen Besuches allein entscheidet die Sache nicht; es wird keinem Menschen einfallen, in jeder Veränderung der Zahl der Studirenden schon eine Veränderung des Charakters der Universität zu sehen. Denn ganz grundlos wäre die Annahme, daß bei der Wahl der Universität, die ein Student besucht, die größere oder geringere Vortrefflichkeit der Universität das bestimmende Moment abgebe. Nein, da kommen ganz andere Dinge in Betracht: Billigkeit oder

Thuerung des Universitätsortes, Umfang des studentischen Wechsels, Wahrscheinlichkeit ein akademisches Beneficium zu erlangen, oft auch kameradschaftliche und landschaftliche Motive. Immer bilden diejenigen Studenten die Minderheit, die allein um einen oder mehrere bestimmte Lehrer zu hören, eine bestimmte Universität besuchen. Auf die Dauer allerdings würde die Entblößung einer Universität von wissenschaftlich leistungsfähigen Lehrern auch den Besuch herabstimmen. Aber eine solche ist sehr selten vorgekommen und nicht eigentlich zu besorgen.

Schon von anderer Seite ist in letzter Zeit darauf hingewiesen worden, daß der offenbare Rückgang Berlins nicht in einer Verminderung der wissenschaftlichen Stellung seiner Lehrer seine Erklärung findet. Hier sind es ganz besonders jene äußerlichen Verhältnisse und Umstände, welche ihr Gewicht gegen den studentischen Besuch Berlins fühlbar machen. Und ungerecht erscheint uns deshalb die Verkleinerung der wissenschaftlichen Ehre der Berliner Lehrer, wie sie eine Zeit lang die Berliner Nationalzeitung zu ihrer Aufgabe gemacht zu haben schien; ungerecht aber auch der Vorwurf, den man auf die offenkundige Thatsache gegen die preussische Unterrichtsverwaltung begründet hat. Eine Reihe hervorragender Gelehrter sind in den letzten Jahren nach Berlin berufen worden: nichtsdestoweniger dauert die Frequenzabnahme fort. Dennoch ist und bleibt Berlin, heute wenigstens noch, die erste Universität Deutschlands.

Die Gunst äußerer Verhältnisse ist in Leipzig nicht zu verkennen: sie ist aber auch von einsichtiger Hand mit dem größten Geschick und Eifer benutzt worden, um die sächsische Hochschule in die Höhe zu bringen. Während in Berlin man gegen die Ungunst der Verhältnisse schwer ankämpft, hat man in Leipzig Alles aufgeboten, die äußeren Vortheile noch zu steigern und zu vermehren. Die sächsische Regierung hat allen Grund auf dies Werk stolz zu sein: unablässig wacht ihr Auge über jeder Lücke im akademischen Personale, bereitwillig öffnet sich ihre Hand, allen irgendwie berechtigten Wünschen gerecht zu werden. Eine Reihe der hervorragendsten Gelehrten hat sie gewonnen, die nicht allein dazu beitragen, die Zahl der Studenten zu vermehren, sondern auch wissenschaftlichen Glanz und Ruhm der Stätte ihres Schaffens zu erwerben. Ein scharfer Beobachter könnte allerdings noch immer auf einzelne nothwendige Ergänzungen hinweisen, — so z. B. im Fache der Philosophie und der Geschichte, aber nach allen bisherigen Erfahrungen unterliegt es keinem Zweifel, daß auch diese Wünsche nur angeregt zu werden brauchen, um befriedigt zu sein.

Einen großen Einfluß auf den Gesamtzustand der deutschen Universitäten hat die Gründung von Straßburg geübt, ja wenn wir uns nicht täuschen, wird sie sich demnächst noch empfindlicher fühlbar machen. Zunächst

sind den bestehenden Universitäten viele tüchtige Kräfte entzogen worden, deren Ersatz an vielen Stellen nicht leicht geworden, hier und da geradezu unmöglich gewesen ist. Und je mehr man im Großen und Ganzen die Zusammensetzung des Straßburger Lehrkörpers als eine merkwürdig gelungene und anererkennungswerthe Leistung wird rühmen dürfen — (vielleicht das philologische Fach allein ausgenommen) — desto eindringlicher war die Rückwirkung auf den alten Zustand. Unter unsere akademischen Lehrer ist seit der Zeit eine große Unruhe und Beweglichkeit gefahren; einzelne wandern von einer Stellung zur anderen. Und auch der Beobachtung wird sich ein unbefangener Betrachter nicht verschließen können, daß heute der Nachfrage nach altakademischen Lehrern das Angebot wissenschaftlich erprobter Kräfte nicht mehr entspricht. Wer die Berufungen der letzten Jahre mustert, stößt auf eine weit größere Anzahl von sogenannten Anstellungen „auf Hoffnung“ als dies jemals früher der Fall war. Wir sind allerdings der Hoffnung, daß dies sich im Lauf der Zeit ausgleichen wird. Die Uebergangszeit muß eben durchlebt werden.

Eine Universität in Straßburg war eine politische und nationale Nothwendigkeit. Eine große Zukunft steht ihr bevor. Jetzt schon wächst die Zahl der Studirenden, sie muß und wird weiter wachsen. Freilich eine Frucht des neuen Zustandes wird in manchem Deutschen eine schmerzliche Empfindung erregt haben. Wir wenigstens sehen in dem Verfall der Universität Heidelberg eine Nachwirkung der Straßburger Anfänge. Heidelberg unterliegt in der Concurrenz mit Straßburg.

Seltzam, alle Welt redet und klagt über den Rückgang Berlins. Daß in Heidelberg ein ähnlicher Proceß beobachtet und studirt werden kann, pflegt übersehen zu werden: auf c. 600 Studirende ist man reducirt. Aber wie Berlin, so zeigt auch das Heidelberger Beispiel, daß es nicht allein die Leistungsfähigkeit und Beliebtheit der Lehrer ist, was die Blüthe der Universitäten bedingt. Noch lehren in Heidelberg wissenschaftliche Größen ersten Ranges, Männer wie Bunsen und Kirchhoff, Windscheid und Renaud, Holzhmann und Hausrath, Fischer und Treitschke, — und dennoch die Abnahme! Die theologische Frequenz Heidelbergs bildet schon seit Jahren das Object schadenfrohen Spottes der positiven Theologen; neuerdings aber erstreckt sich die studentische Fahnenflucht auch in die anderen Facultäten hinein. Wir wissen keinen andern Grund zu nennen, als die erdrückende Nachbarschaft des neuen Straßburgs. Will Baden diese Concurrenz aufnehmen, so wird es Anstrengungen der höchsten Art zu machen haben, Anstrengungen seine bewährten Lehrer zu fesseln und seine Lücken zu ergänzen in einer Weise, die allerdings vielleicht aus pecuniären und noch aus anderen Gründen über seine Kräfte hinausgehen dürfte.

Die anderen Universitäten Süddeutschlands halten sich nichtsdestoweniger auf ihrer früheren Stellung. Von kleinen Schwankungen sehen wir ab; im Ganzen behaupten München, Freiburg, Würzburg, Erlangen ihren Platz mit Ehren. Tübingen hat sogar Fortschritte aufzuweisen; es ist auch hier wie in Sachsen die Regierung, die mit außerordentlicher Regsamkeit Neuberufungen betreibt und von den Unterlassungssünden und Fehlern an anderen Stellen für ihre Schule Vortheil zu ziehen sich beeilt (so z. B. bei der Berufung Hoffmeister's aus Heidelberg und Noorden's aus Marburg).

Vor einigen Jahren wurde sehr rührig discutirt über den Fortbestand oder Untergang der ganz kleinen Universitäten. Die Erfahrungen der letzten Jahre dürften vielleicht Anlaß geben, die Frage aufs neue zu discutiren. Grade der äußerliche Rückgang studentischen Besuches auf jenen und die allgemeine Abnahme akademischer Capacitäten könnten eine Aufhebung einzelner Universitäten fordern. Jena und Gießen, Rostock und Kiel — (in Kiel trotz der großen aufmerksamen Pflege und Fürsorge, welche die preußische Regierung diesem Schmerzenskinde schenkt) — gehen heute diesem Lose langsam entgegen. Ob eine Wiedergeburt möglich, ob sie sich überall lohnt, wer will dies sagen? Auch Baden möchten wohlmeinende Freunde vielleicht den Rath ertheilen dürfen, seine Kräfte auf Heidelberg zu concentriren und Freiburg lieber ganz aufzugeben, statt beide sich verbluten zu lassen. Für die Erhaltung von Kiel wird man einen nationalpolitischen Grund anführen können, aber die Beibehaltung von Gießen und Rostock rechtfertigt sich hauptsächlich nur durch dynastische und particularistische Motive. Ihr Abscheiden ist eine Frage der Zeit.

Unter den preußischen Universitäten haben die größeren, Breslau und Göttingen, in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung erfahren. Hier sind die äußeren Bedingungen günstig gegeben; hier hat die Regierung ihrerseits verständig nachgeholfen und ihre Schuldigkeit gethan. Auch Halle ist in seinem blühenden Zustande verblieben. Manchen Schwankungen unterlag in letzter Zeit grade Bonn. Die ärgerlichen Händel von 1865 übten hier doch eine gewisse Nachwirkung; traurige Verluste trafen grade hier den Lehrkörper; die ultramontanen Kämpfe blieben nicht ohne Einfluß auf die Universität, wenn man auch die Abnahme der katholisch-theologischen Fakultät vielleicht als ein Glück für das Ganze der Universität dereinst bezeichnen wird. Aber mit allem Diesem ist die Gefahr für Bonn entstanden, in die Kategorie der Provinzialuniversitäten herabzusinken. Noch ist die Frage in der Schwebe, noch ist die Universität in dem Zwitterzustande zwischen einer für das Allgemeine einflußreichen großen Hochschule, wie sie früher es gewesen, und einer den Bedürfnissen der Rheinprovinz allein dienenden Anstalt. Nicht ohne

Anstrengung wird es möglich sein, diesen Zustand zu Gunsten Bonn's zu entscheiden.

Die eigentlich provinziellen Universitäten, die ihrem ganzen Charakter und den Voraussetzungen ihrer Existenz nach sich mit dieser Aufgabe zu bescheiden haben, — wir meinen Greifswald, Königsberg, Marburg, und die Akademie Münster — sie sind alle in einem den gegebenen Verhältnissen entsprechenden Wachsthum begriffen. Auch ihnen hat sich neuerdings die Fürsorge der Regierung zugewendet. Ihnen allen kann man noch eine gewisse Steigerung vorher sagen, wenn in der bisherigen Weise weiter vorgegangen wird. Zu einer wirklich großen, für ganz Deutschland wichtigen Stellung kann keine von ihnen es bringen, wie lockend auch das Beispiel Breslau, das den engeren Rahmen überschritten hat, aussehen mag: die provinziellen Bedingungen der Lage und des Lebens setzen die Schranken in deutlicher Weise.

In der Verwaltung der preussischen Universitäten tritt in diesem Augenblicke ein Personenwechsel ein, der von der größten Bedeutung werden kann. Ein jüngere, frische, vielseitig begabte, mit jugendlicher Thatkraft und Energie ausgestattete Kraft nimmt dem ermüdeten und erschlafften Alter die Arbeit ab: ihr eröffnet sich ein Feld weiten und fruchtbringenden Wirkens. Und wer es in der Nation wohlmeint mit den Stätten unserer höchsten nationalen Bildung, wird in den Wunsch einstimmen: möge der neue Pfleger des preussischen Universitätswesens es nicht verschmähen, vom Beispiel des rivalisirenden Sachsens, auch Württembergs zu lernen!

Klar zu machen wird er sich zunächst haben die Natur und die Beschaffenheit jeder einzelnen Universität. Dem Rufen nach Hülfe für Berlin wird er sich nicht verschließen wollen, aber bald wird sicher für ihn der Augenblick kommen, in dem er sich sagen muß, daß eine übertriebene und übermäßige Bevorzugung Berlins den vorhandenen Schäden des Berliner Zustandes nicht abhilft, aber dafür die anderen seiner Obhut anvertrauten Anstalten schädigen muß.

Viel wichtiger für die Gesamtheit unserer geistigen Interessen ist es, einige der mittleren Universitäten zu großen zu machen und die Wirksamkeit auch der auf die Provinz beschränkten Anstalten so weit als irgend möglich und thunlich zu steigern. Auf Breslau, auf Bonn, auf Göttingen und auf Halle sollte vornehmlich seine Fürsorge sich richten!

Die früher stereotype Ausrede, „wir haben kein Geld“, ist ein Anachronismus heutzutage. Die Sache der Unterrichtsverwaltung ist es, dafür zu sorgen, daß das Finanzministerium in Preußen, wozu der gegenwärtige Minister der Finanzen allerdings hinneigt, nicht nur mit schönen Worten, sondern auch mit klingender Münze die Bedürfnisse der Universitäten befriedige.

Möge der neue Rath in diesem Punkte nicht die bequeme Nachgiebigkeit seines Vorgängers gegenüber den Collegen aus dem Finanzamte sich zum Vorbilde nehmen.

Und vor allen Dingen, möge er mit eigenen Augen sich Personen und Verhältnisse ansehen. Das akademische Cliquenwesen ist und bleibt doch der gefährlichste Feind der Universitäten. Versteht er es, von allen Einflüsterungen und Einflüssen dieser Art sich unversehrt zu erhalten, — wir wüßten kaum welches Lob dann für ihn stark genug sein könnte! Dem offenen Werben der Clique erliegt der charaktervolle Mann seltener, aber ihren feingewebten Netzen und Fallstricken zu entgehen, ist ein fast übermenschliches Werk, eine Leistung die nichtsdestoweniger vom Inhaber dieses Amtes gefordert werden muß. Daß das Walten einer unfehlbaren Clique zum Niedergange einzelner Universitäten beiträgt, auch davon steht der Kundige heutzutage mehrfache Beweise vor sich. Möge es in Preußen der „neuen Aera“ der Universitätsverwaltung gelingen, ihre Hand sich rein zu bewahren von diesen Dingen! Nicht der Nutzen einzelner Persönlichkeiten, sondern die Pflege der Hochschulen als solcher sei ihre Lösung!

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 11. Januar 1874.

Die Wahlschlacht ist geschlagen, aber im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, fehlt noch die Kunde, wer den Sieg errang. Die Hauptstadt ist natürlich auch diesmal die Domäne der Fortschrittspartei geblieben. Natürlich — denn nirgend sonst macht sich der Gegensatz zwischen Regierenden und Regierten fühlbarer, als in den großen Residenzen, und reizt die Massen leicht zur Opposition. Nirgend sonst ist auch das Gefühl politischer Unfehlbarkeit weiter verbreitet, als in der anspruchsvollen Halbbildung der großen Mehrheit einer weltstädtischen Bevölkerung. Und welche Partei versteht, sich diesen Vorbedingungen besser zu accommodiren, als die Fortschrittspartei? Wie fest sie von der Unfehlbarkeit ihres Standpunkts überzeugt ist, ja wie sie ihn selbst als den einzig moralischen auffaßt, davon hat sie gerade in der eben abgeschlossenen Wahlcampagne den deutlichsten Beweis geliefert. So hatte im ersten Berliner Wahlbezirk der bisherige Vertreter, ein Fortschrittsmann, aus Gesundheits- und Geschäftsrücksichten die Wiederwahl abgelehnt. Eine aus Nationalliberalen und Anhängern der Fortschrittspartei gemischte Versammlung stellte die Candidatur Simson's auf. Aber die Rechnung war ohne die privilegierten Hüter des Heiligthums der Fortschrittspartei gemacht. Als ob der hauptstädtischen Wählerschaft die denkbar größte Schmach angesonnen würde, so rasten sie gegen den allverehrten Präsidenten